

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 22

Verlag von J. V. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Das uralte, teilweise noch aus dem 11. Jahrhundert stammende Schloß Hallwyl im aargauischen Seetal. Schloß Hallwyl ist eine der interessantesten Burgen des Schweizerlandes, sie wird von dem letzten männlichen Nachkommen des berühmten Geschlechtes, dem in Schweden lebenden Grafen von Hallwyl gegenwärtig einer gründlichen historisch getreuen Wiederherstellung unterzogen, die über eine Million kostet.

Der alte Eisenmüller Novelle von A. Schott.

Nachdruck verboten

Ein tantrischer Morgen will in einen heißen Sommertag übergehen. Die Straße, die sich entlang des rauschenden Baches durch das enge Tal dahinwindet, ist noch feucht, und im Grase der Wiesen und Raine funkelt und glitzert der Tau in unzählbaren Tröpflein; aber darüber beginnt die Luft zu zittern und zu flimmern, und vom wolkenlosen Himmel herab sendet die Sonne ihre heißen Strahlen. Im Geäste des Waldes und im Gehecke der Bachufer singen und jubeln die Vögel, in den Lüften trillern die Lerchen und auf der Landstraße schreitet einer dahin im flaukzerrissenen Gewande und mit freudestrahlenden Blauaugen und jubelt und singt mit den Vögeln um die Wette.

Er ist ein hochgewachsener, kräftiger Bursch mit jungfräulichem Gesichte und flachsblondem Schnauzbart darin, zerrissenen Gewande und löcherigen Schuhen. Ueber dem Rücken trägt er ein kleines Bündel, auf dem formlosen Hute steckt ein Ruffhaherflügel und ein Kronwittast, und seine wetterbraune, schwierige Hand umklammert einen festen Haselsteden. Ein Handwerksbursch, wie sie auf allen Straßen ziehen.

Hart an der Straße legen einige Mäher ihre Sense nieder und scharen sich um ein auf der Erde ausgebreitetes Tischtuch, auf dem ein junges Weiberleut das Essen anrichtet. Ein kurzes Gebet, dann lagern sie sich auf dem taueuchten Rasen und nehmen die Köffel zur Hand. Ein paar Stunden mähen vor der Morgensuppe schafft schon einen gesunden Hunger.

Derweil kommt der Zerrissene heran und bricht sein Trällern und Singen ab.

„Juh!“ macht es ein halbgeschliffener Bursche, und es ist zweifelhaft, ob der Juchzer zur Würze der Morgensuppe gehört oder zu dem Liedlein, das der Zerrissene vor ein paar Augenblicke gesungen. Aber ein zweiter Mäher meint das letztere und ruft den Zerrissenen an.

„Geh' her da! Auf ein paar Augenblicke wird's dir nicht zusammengehen, und nachher almen (singen) wir eins mitsammen.“

„Mich meinst?“ lacht der Zerrissene und bleibt auf der Straße stehen.

„Ja. Geh' her!“

Und der schlendert gemächlich hinzu.

„Je, der Thomerl!“ wundert sich ein Dritter. „Gräß dich Gott! Wie lang' läßt dich wieder anschauen?“

„So lang' es mich freut,“ lacht der auf die etwas spitzige Frage. „Sel weißt: Schaffen laß ich mir von keinem etwas und wehren auch nicht. So bin ich schon mein Lebtag.“ Mit raschem Griff schiebt er seinen Hut ins Genick zurück, stößt den Haselsteden in den zähen Wiesenboden und zieht das Tabaksglas aus der Tasche. „Singen tu' ich nicht mit Euch, aber schnupfen könnt Ihr, wenn Ihr wollt.“

Des jungen Weibes Augen hatten vergnüglich an seinem leicht geröteten Gesichte

und mustern dann sein zerrissenes Gewand.

„Magst nicht mitessen?“

„Ich dank' dir schön, Weiberleut,“ lacht der Thomerl und schüttelt den Kopf. „Wo ich nicht gearbeitet hab', da ess' ich auch nicht. Behüt' Euch Gott allsamt!“ Er nimmt den Steden wieder an sich und stapft weiter.

„Kennst du ihn denn?“ fragt das Weib den, der ihn willkommen geheißt.

„Wär' nicht aus!“ lacht der hell auf. „Wenn einer den Thomerl nicht kennen täte! Die ganze Welt auf und ab kennt ihn schier, den Tuleingut, den Verumbagierer. Die Jorg-Michl-Seppin ist seine Mutter, des Mathieses Inweib. Die kennst ja und die törischen Kinder auch.“

„So, so.“

„Die werden wieder eine Freud' haben, wenn sie ihn sehen,“ mutmaßt ein wildbärtiger Kerl, der Inhäusler in der Eisenmühl. „Mir scheint, es wär' ihnen allen gerad' so lieb, wenn die Botschaft einmal käm': der Thomerl ist da oder dort zu Grund gangen.“

Das Weib schüttelt den schönen Kopf ein paar Male gar ungläubig. „Sel mühten keine Eltern sein,“ meint es.

„Wenn aber der Machel gar kein gut tut!“ stellt der Inhäusler vor. „Wenn einer kann, was er anschaut und anpackt, wenn einer nachher das Geschid und die Kräfte hätt' zum Zulangen, und wenn er nachher gar kein Zeitlinsen kann auf einer Bank, da soll einer trug allem zu was kommen, als wie zu so einer Klust.“

„Was einem im Blut steckt, sel bringt kein Doktor nimmer heraus,“ läßt der Kleinfrecht sein Lichtlein leuchten. „Der Thomerl bleibt der Thomerl, so lang er lebt.“

Das Weib legt den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund und sieht sinnend die Straße entlang. Dann wendet es sich mit einem Rucke zu den Männern.

„Das Geschirr können die Dirnen zusammenrichten und heimtragen, wenn sie zum Mittag gehen. Gelt, Mathes?“

„Ist schon recht.“

Mit zwei Sprüngen steht sie auf der Straße und eilt leichtfüßig dahin, der Eisenmühle zu, die ihr eigen ist seit ihres Mannes Tode. Vor etwa anderthalb Jahren hat sie herübergeheiratet aus dem Nachbar-tale, und seit gutding dreiviertel Jahren ist sie nun Wittib, und die ganze Wirtschaft über einander, das Mühlgeschäft und die Gastwirtschaft lasten zumeist auf ihren jungen Schultern. Aber es geht. Der Inhäusler, der Mathes, ist ein recht verlässlicher Mensch, der Schwäher ist noch allweil beim Zeug und werft da und dort, und oftmals versieht er die Gastwirtschaft ganz allein, und die Ehehalten sind auch nicht so aus und nehmen es mit ihren Obliegenheiten ernst. Es geht schon besser, als sie sich es gedacht, da sie am offenen Grabe ihres Mannes gestanden, besser selbst, als es ihr Vater ihr zum Troste vorgeredet. Und überdies, wenn sie einmal fühlte, die Bürde würde ihren Schultern zu schwer, sie könne das Ganze nimmer leiten und

lenken, gerad' nur den kleinen Finger brauchte sie zu rühren und sie könnte sich jeden ausklauben, dem sie die Last der Wirtschaft und der Geschäfte auf die Schulter laden wollte. Es bewerben sich ohnehin schon genug um dieselbe. Möglich auch, daß mancher sich lediglich um diese Last bewirbt und die Wittib als Nebenjache betrachtet; aber ihretwegen schon. Sie hat für keinen mehr denn ein gleichgültig Wort.

Einige Schritte vor ihrem Gehöfte holt sie den Thomerl ein.

„Wo denn hin jetzt?“ fragt sie ihn, um gerade nur eine Anrede zu haben.

„Heim dertweil. Da hinauf zu meiner Mutter.“ Er wischt sich mit dem Foppensärmel den Schweiß aus dem Gesichte.

„Da könntest wohl ehevor noch eine Maß trinken zur Abkühlung,“ rät sie. „Was meinst?“

„Einen frischen Trunk soll einer nicht mutwillig zurückstoßen,“ lacht er und lenkt dann gen die Haustüre hin, über der ein frischgestrichener Blechkranz an langem Haken baumelt. Und kaum sitzt er so recht in der kühlen Stube, und kaum hebt sich noch der alte Eisenmüller langsam und schwerfällig von seinem Sitze am Fenster, kommt sie schon mit dem überschaumenden Krüge daher und stellt ihn vor den zerlumpten Gast hin. „Beseg'n es Gott.“

Der Alte schaut gar seltsam und verwundert und zuseht gar finstler und immer finstlerer, wie die Schnur sich dem Zerrissenen gegenübergesetzt und mit ihm scherzt und plaudert wie mit einem Nachbar, einem rechtschaffenen Manne. Der Brauch ist wirklich neu in der Eisenmühl, und es ging gerade noch ab, daß er einrotten täte! Mit jedem hergelangenen Handwerksburschen tun wie mit wer weiß was für einem Bekannten, das Haus in Verruf bringen, sel wär' so eine Art!

Er räuspert sich ein paar Male recht kräftig, spuckt dann rechts und links aus und schlendert nachher zu den zweien hin.

„Wo kommt man denn her?“ fragt er den Zerrissenen mit harter, kurzer Rede.

„Aus der Fremd,“ gibt ihm der zur Antwort.

„Hm,“ macht es der Alte, der im Augenblicke nicht weiß, wie er die Antwort nehmen soll, als Einfalt oder als Spott. „Und wo geht man hin?“ forscht er nach einem Weilschen weiter.

„Heim halt.“

„Du . . . du!“ fährt nun der Alte auf. „Wenn d' keine geschicktere Red' weißt, wenn d' einen alten Mann . . . foppen willst, du . . . Haderlump, nachher . . . dort hat der Zimmermann das Loch lassen für solche Leut', verstehst mich?“

„Sel hab' ich noch allemal selbst funden,“ lacht der Thomerl ob des aufgebrachteten Alten. Aber nach zwei, drei Augenblicken schwindet das Lächeln überlings, und sein Gesicht wird ernst, und die fröhliche, sorglose Miene schwindet daraus. Jetzt fällt es ihm erst wieder ein, wie seine Leute mit dem Eisenmüller gestanden seit jeher. Daß er sel auch so lange vergessen gekommt!

*) Aus dem Bande „Bescholten Volk“ von A. Schott, Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G., Einsiedeln.

Aber das verzweifelte Weiberleut hat ihm so gar keine Zeit lassen, sich zu bestimmen auf solche Sachen. Er lehnt sich trotzig an die Wand zurück und legt die beiden Fäuste auf den Tisch, und seine Augen suchen herausfordernd den Blick des Alten.

„Wißt, wer ich bin?“ fragt er mit trotziger Stimme.

„Ein Lump bist, ein Haderlump, der was . . . in ein rechtes Haus nicht hinein gehört,“ zetert der Alte.

„Des Jorg-Nicht-Seppen Thomerl bin ich.“

Der alte Eisenmüller reißt mit einem Male die Augen auf, so weit sie aufgehen, und auch sein mit grauen Bartstummeln umgebener Mund öffnet sich unwillkürlich, aber eine Rede kommt langmühtig nicht daraus hervor. Erst ein heiseres Lachen muß den Worten Bahn brechen.

„Da hast es schon . . . da hast es schon! Wie ich mich auslehn' an den Leuten! Und so ein Haderlump untersteht sich . . .“

„Aehn!“ mahnte die junge Eisenmüllerin.

„Einem Wirt muß ein Gast wie der andere sein.“ Der aufwallende Unmut und Aerger über das Gehaben des Alten gibt ihrer Stimme einen etwas härteren Klang.

„Hinaus muß er,“ schreit der Alte mit zornbebender und zuletzt überschneppender Stimme.

„Bald ich selbst gern geh,“ lacht der Thomerl spöttisch auf und trinkt den Krug leer. Und die Eisenmüllerin steht mit einem Rucke auf, langt nach dem geleerten Krüge und will damit in den Keller gehen. Aber der Alte faßt sie fest am Arm und hält sie zurück.

„Keinen Tropfen mehr!“ gebietet er.

Eine harte Rede drängte sich ihr auf die Zunge, aber sie hält sie mit Gewalt wieder zurück, weil er ja doch ein alter Mann ist und ihr Schwäher. Mit einem Rucke macht sie sich aus seiner Hand los und geht schweigend in den Keller.

„Um die Zeit ist's?“ lacht er gell hinter ihr drein. „Der Alte gehört der Rag? . . . Auch recht, Dirndl! Auch recht! Aber ganz und gar wegschieben läßt er sich nicht, merk' dir das! Und du . . . du recht schlechter Haderflank . . . ich bin auch noch da.“ Er wirft dem Thomerl einen häßsprühenden Blick zu und verläßt schlürfelnd die Stube und wirft die Türe hinter sich ins Schloß, daß die Bilder an der Wand klirren und schimmern.

„Was er nur gerad' auf einmal hat?“ wundert sich die Eisenmüllerin, als sie mit dem gefüllten Krüge zurückkommt aus dem Keller. „Er ist sonst niemals so.“

„Eine alte Feindschaft halt,“ lächelt der Thomerl schon wieder. „Ein andermal kann ich schon vorbeigehen auch. Heut' hab' ich halt gar nicht daran denkt.“

„Brauchst auch ein andermal nicht daran denken,“ rät die Eisenmüllerin.

„Ja, wer bist denn nachher du? Hast leicht du was zu schaffen im Haus?“

„Ein bißel was schon, mein' ich,“ lacht sie hell auf.

„Wißt etwa nachher des Peters Weib?“

„Gewesen. So um ein dreiviertel Jahr herum bin ich Wittib.“

Er schaut eine Weile zum Fenster hinaus gen die Höhe, auf der des Mathiesens Hof steht samt dem Inhäusel, in dem seine Mutter und seine Geschwister wohnen, und der leichte Mut, der ihn den ganzen Weg her bis in die Eisenmühle begleitete, verzieht sich,

und noch etwas, das wie ein Sonnenstrahl die düstere Gaststube der Eisenmühle beleuchtet, schwindet jählings dahin. Und während er noch immer zum Fenster hinausschaut, zieht er mit der Rechten den abgegriffenen und abgewetzten Geldbeutel aus der Tasche.

„Was kriegst denn, Eisenmüllerin?“ fragt er gleichgültig.

„Laß gehen!“ wehrt sie ab. „Ich hab' dich hereingelötigt und . . . zwei Halbe Bieres! Mir bist nichts schuldig.“

„So mag ich nicht,“ widerredet er. „Zwei Halbe sind's, und da hast dein Geld dafür. Behüt' dich Gott!“ Er trinkt den Krug mit einem Zuge leer, wirft sein Bündel wieder über die Schulter und geht.

„Behüt' Gott auch! Und lehr' sein ein andermal wieder zu, leicht am Sonntag!“

„Kann sein.“

Und einige Augenblicke nachher stapft er wieder auf der Straße dahin, und die Eisenmüllerin sieht ihm durchs Fenster nach, bis er sich der Höhe zuwendet und hinter dem Gestrüppe des Wegsaumes verschwindet. Dann atmet sie schwer und tief auf und geht an ihre Arbeit.

* * *

Die Regelbahn in der Eisenmühl ist die besuchteste um und um. Sie ist so glatt wie geböhnt und der ganzen Länge nach unter Dach. Jeden Sonn- und Feiertag rollen dort die Kugeln und poltern die Regeln, ob es nun regnet oder ob die Sonne scheint. Und während die älteren Männer in der Gaststube sitzen und von ihrer Wirtschaft, vom Vieh- und Holzpreise reden oder manchmal auch von dem, was draußen in der Welt vorgeht und wie das letzte Verzittern einer Wasserröhre am Ufer bis an den Wald dringt, kugeln und wetten die Jungen draußen auf der Regelbahn und erholen sich von der Woche Müh' und Arbeit.

Die Kugeln rollen und poltern die Rinne herein, auf dem „Laden“ klumpen die Kreuzer, die Bagen und oft auch Sechser und Zwanziger, und die hemdärmeligen Burschen stehen Schulter an Schulter um den Wurfenden und bieten, necken und schreien wirr durcheinander.

„Einen Sechser — du sehest den Ersten!“ bietet ein untersehter, breitschulteriger Gesell mit wetterbraunem Gesichte und buschigem Schnauzbarte.

„Auch einen Bagen,“ bietet ein zweiter dazu.

„Gilt schon,“ nimmt der Werfer an, ein Bauerhub von den oberen Gehängen, der häufig auch unter der Woche auf eine Maß in die Eisenmühle kommt und nach der jungen Wittib und dem schönen Besitze strebt. Er schupft die Kugel hinaus, und acht vom ersten weg liegen da wie hingewehet.

„Gescheit und schön braucht einer nicht zu sein, aber Glück muß er haben,“ spöttelt der untersehte, der den Sechser verspielt hat.

„Können muß man's,“ lacht der Gewinner auf, der Fockl, und streicht den Gewinn ein.

Da betreten zwei neue Gäste die Regelbahn: der Thomerl und sein Bruder, der Sepp. Der Thomerl weiß keine Zeit, wo er in der Eisenmühle Regel geschoben, es wird noch nie vorgekommen sein; aber nun geht er halt doch hin. Was geht ihn der Alte an? Und der Sepp geht sonst nie ins

Wirtshaus, nur dem Bruder zuliebe ist er heute mitgegangen.

„Der Thomerl! Der Thomerl! Grüß dich Gott, alter Kund!“ So schreien die Burschen durcheinander und umdrängen die beiden. Auch die junge Eisenmüllerin wird mit in das Gedränge gerissen und kommt hart vor dem Thomerl zu stehen. Der soll der Berriffene sein? Schier nicht zum glauben. Heut' steckt er in sauberem Tuchgewande und sein langer, flachfarbener Schnauzbart ist ordentlich zurechtgelämmt. Sie macht auch keinen Versuch, aus dem Gewirre zu kommen. Erst als dies sich nach und nach von selbst löst, ruft sie nach der Piefel, der Großdirt, die zeitweise im Einschenken aushelfen muß, und trägt ihr auf, rasch für die zwei Bier herzubringen. Dann setzt sie sich neben ihn hin auf die rohgezimmerte Bank und plaudert mit ihm, bis ihn die andern zum Mitregeln gebracht. Dann aber macht sie sich zum Sepp hin und plaudert mit dem, wenn sie auch auf die zehnte Rede keine Antwort kriegt.

Der Sepp ist eben ein stiller Mann, den weder das noch jenes anfrucht. Er verschimpft keinen, der einen Fehlschub getan, und lobt keinen, dessen Kugel gehörig gewirtschaftet unter den Regeln. Ihn sichts es sogar nicht an, daß die schöne Eisenmüllerin die längste Zeit mit ihm plaudert und schwatzt wie mit einem, der Bauer werden kunn' in der Eisenmühl. Als sie dann ein Zeitlein fortgeht, schaut er dem Thomerl zu, der gerade nicht der beste Regelschieber ist. Ihm fällt es dann nicht einmal auf, daß sie unter der Zeit das Kopftuch abgelegt und das leichte, rotbraune Föppchen ausgezogen und nur in weißen Hemdärmeln und schwarz-samtene, mit bunten Sträußen besticktem Niederleibchen daherkommt und sich wieder zu ihm setzt.

Da hat der alte Eisenmüller schon bessere Augen und mehr Argwohn. Wie der einmal zufällig auf die Regelbahn kommt und die Schnur neben dem Sepp sitzen sieht in der Tracht und vor ihr den Thomerl stehen, wird sein Gesicht dunkelrot vor Zorn und Aerger, und ein Gedanke zuckt durch seinen grauen Kopf, der ihm der allerzuwiderste ist, der ihm kommen kann. Und keine vier, fünf Augenblicke nachher schrilft seine Stimme durch das Gewirre.

„Walpi!“ — „Ja.“

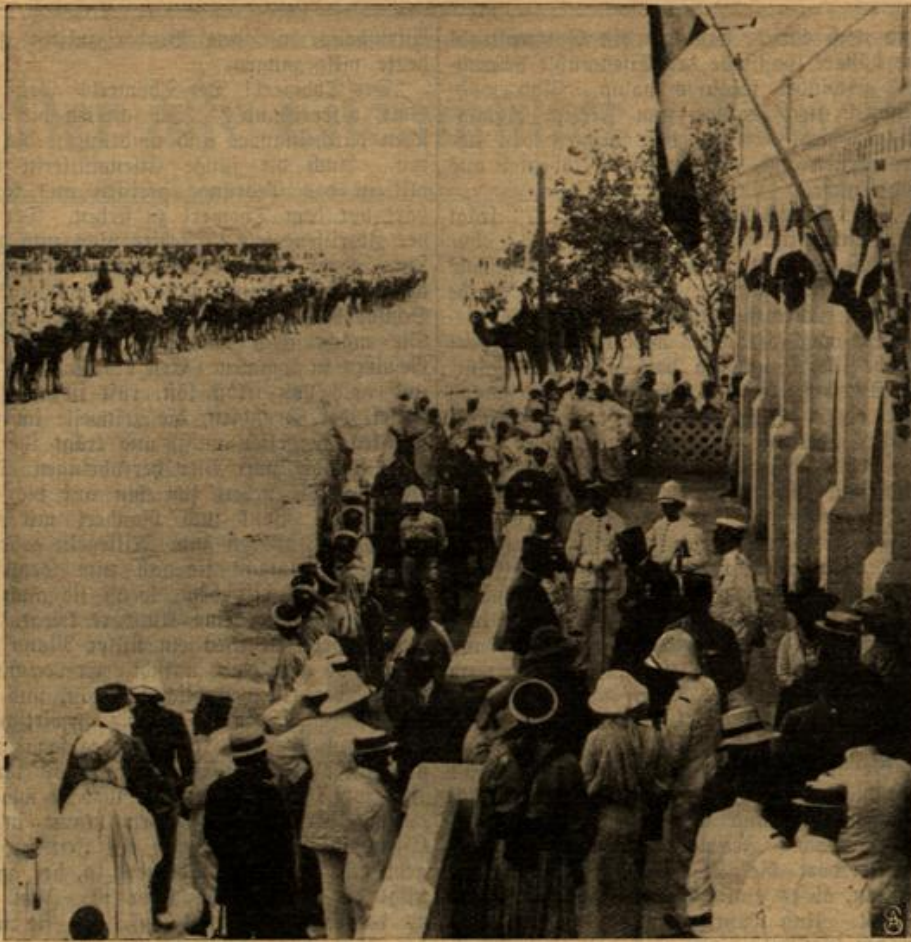
„Geh her da!“

Und sie folgt ihm bis zur Hausecke, wo er überlings stehen bleibt, mit seinen dünnen, knochigen Fingern ihre Arme umklammert und ihr zornig ins Gesicht schaut. „Ich leid's nicht, hörst? Und derweil wirft auf mich auflosen.“

„Ja was denn? Aehn!“ fragt sie ihn verwundert.

„Was denn? Daß meinem Vuben sein Weib so einem Haderlumpen zu Gefallen geht. Und wenn eine Stund' käm, wo der auf unserer Bank sitzen sollt als Herr, chevor geschicht ein Unglück. Hörst es, Walpi?“

So weit hat sie selbst noch nicht gedacht, daß der Haderlump auf einer Bank in der Eisenmühl als Herr sitzen kunn', trotzdem sie seit einer Zeit schon weiß, daß sie ihn lieber sieht als jeden andern und daß kein anderer sie zum Altare bringt, wenn er ihr dorthin winken täte. Dunkle Röte überfliegt ihr Gesicht und ihr Atem beginnt schwerer zu gehen. Aber gleichzeitig wallt der Zorn auf in ihrem Herzen wider den Alten, der diesem Menschen gar so feind-



Die Einweihung der Eisenbahn von Biskra nach Tuggurt: Abfahrt des französischen Ministers zur Feier.

Zur Einweihung der Eisenbahn von Biskra nach Tuggurt.

Im Innern von Algerien ist Anfang Mai in Gegenwart des französischen Kriegsministers eine neue Bahnlinie eingeweiht worden, die die beiden als Handelsplätze wichtigen Oasen Biskra und Tuggurt verbindet und die wirtschaftliche Erschließung der südlichen Territorien des algerischen Kolonialreichs wesentlich fördern dürfte. Die Strecke soll übrigens noch weiter nach Süden bis Duaglia ausgebaut werden.

Das bayerische Königspaar

hat sich dieser Tage in Begleitung der Prinzessinnen über Wien zu mehrwöchigem Aufenthalt nach der ungarischen Besitzung Sarvar begeben, wo es festlich empfangen wurde.

Eine chinesische Ärztin,

Frau Dr. Jamai Kin, ist mit hervorragendem Erfolg als Chef des Frauenhospitals von Tientsin tätig und leitet zugleich die dortige medizinische Frauenhochschule. Sie ist neben ihrem ärztlichen Berufe auch für



Kgl. Kammerfängerin Charl. Huhn feierte ihr 25 jähriges Künstlerjubiläum.

die Hebung der sozialen Lage der Frau in China eifrig tätig. Auch in wissenschaftlichen Kreisen der Vereinigten Staaten hat sie Beachtung gefunden.

Charlotte Huhn,

die als gefeierte erste Altistin viele Jahre eine Zierde der Kölner Oper war, dann längere Zeit der Dresdener Hofbühne angehörte und sich seitdem auf Gastspielen als Gesangsmeisterin höchst erfolgreich betätigt hat, konnte vor kurzem ihr 25 jähriges Bühnenjubiläum feiern. Vom kommenden Oktober ab wird die bedeutende Künstlerin im Lehrverband des Sternschen Konservatoriums in Berlin tätig sein.



Frau Dr. Jamai Kin, hervorragende chinesische Ärztin.



Ankunft des bayerischen Königspaares in Sarvar in Ungarn.



Das deutsche Kaiserpaar mit dem Herzog und der Herzogin auf der Fahrt zum Schloß.



Die Taufe des Erbprinzen von Braunschweig, des jüngsten Enkels des deutschen Kaisers.

Zum Tauffest in Braunschweig hatte die ganze Residenzstadt ein farbenprächtiges Feiertagsgewand angelegt. In den Straßen und namentlich auf dem weiten Plage vor dem Schloß drängte sich eine frohgestimmte Menschenmenge, um die Anfahrt der fürstlichen Gäste zu beobachten und dem Herzogs-paar lebhaft zuzujubeln. Ernst August, wie sein herzoglicher Vater und Großvater, heißt der junge Kaiserenkel, der am Samstag im ehrwürdigen Dom der Burg Dankwarderode feierlich getauft worden ist. Die Braunschweiger Bevölkerung nahm an dem festlichen Ereignis den freudigsten Anteil und bereitete dem jungen Herzogs-paar und seinen Gästen überall lebhaft



Eine lustige Gruppenaufnahme aus dem Braunschweiger Schloßgarten. Von links nach rechts: Prinzessin August Wilhelm, Prinz Eitel-Friedrich, Prinzessin Eitel-Friedrich, der Kronprinz, die Kronprinzessin, Prinz August Wilhelm.

und herzliche Ovationen. — Die Taufrede hielt Hofprediger Dr. v. Schwarz.

Der neue Riesendampfer „Vaterland“ der Hamburg-Amerika-Linie auf einer nächtlichen Fahrt in seiner vollen Beleuchtung.

Einen imposanten Anblick gewährt das schwimmende Riesenhotel ohne Zweifel schon bei Tageslicht. Noch grandioser aber ist die Wirkung, wenn der stolze Riese zur Nachtzeit im vollen Lichterschmuck den Ozean durchfurcht und denjenigen, der überhaupt noch nie Gelegenheit hatte, einen Hochseedampfer zu sehen, wird diese Erscheinung anmuten wie ein Märchen aus tausend und eine Nacht.



Professor Dr. W. Voigt, Physiker der Universität Göttingen, geht als Austauschprofessor an die Harvard-Universität in Massachusetts.



Der neue Riesendampfer „Vaterland“ der Hamburg-Amerika-Linie auf einer nächtlichen Fahrt in seiner vollen Beleuchtung.

selig gegenübersteht und keinen rechtschaffenen Namen findet für ihn.

„Ich mein', ich bin kein Schuldrindl mehr,“ gegenredet sie fest und ernst. „Ich den! derweil noch nicht ans Heiraten, aber wenn ich daran denk', nachher laß ich mir

auch keinen wehren, den ich mag.“ — „Meinst?“ lachte der Alte heiser auf.

„Wirst dich wohl irren.“

„Kann sein, und kann sein nicht auch... Ich muß wieder zu den Gassen.“

Des Alten Finger lösen sich, aber er steht

noch geraume Zeit an der Hausecke und schaut ihr nach, bis sie hinter dem Türchen verschwunden. Dann beißt er die Zähne übereinander, daß sie knirschen, und ein heiseres Gröhlen entringt sich seiner Brust. (Schluß folgt.)

Der geheimnisvolle Fremde. Erzählung von A. Heerdorf.

Nachdr. verb.

In der Dorfwirtschaft zum roten Ochsen die idyllisch in der Mitte des lieblichen Dörfleins A. lag, wohnte schon seit mehreren Tagen ein fremder, gutgekleideter Herr, der angegeben hatte, er sei zu seiner Erholung, zur Beruhigung seiner Nerven aufs Land gekommen. Allein dem Ochsenwirt kam das Wesen seines Gastes gar nicht recht geheuer vor.

„Der und nervenleidend“, dachte er bei sich, indem er seine Augen ziemlich prüfend über die Erscheinung des fremden Gastes gleiten ließ, „wenn der es ist, dann bin ich's auch. Solch ein baumstarker, junger Herr mit so klugem Gesicht hat doch gewiß keine „Nerven“ wie eine gezeierte Salondame, das kann doch nicht sein!“

Es ging etwas Eigentümliches von dem Fremden aus, das den Ochsenwirt, der ohnehin nicht allzuviel zu tun hatte, wieder und wieder zwang, über das Wesen seines Gastes nachzudenken. Anderes, worüber man hätte nachdenken können, gab es ja auch in dem kleinen Dorfe nicht, so war dem braven Ochsenwirt der neue Gast gewissermaßen eine gute Gelegenheit, allerlei Denkfübungen anzustellen.

„Es ist nicht alles mit ihm in Ordnung“, dachte er kopfschüttelnd. „Sein Benehmen kommt mir wirklich seltsam vor!“

Darin hatte der Ochsenwirt allerdings nicht so unrecht. Es lag etwas Seltsames über dem Tun und Treiben des Gastes. Dieser, ein junger, hochgewachsener und elegant gekleideter, der etwas so Einnehmendes in seinem Wesen hatte, daß ihm alle Herzen zugeflogen wären, vermied doch ängstlich jedes Beisammensein mit Menschen, selbst wenn die Dorfbewohner eigens darum in den „Ochsen“ gekommen waren, um den Stadtgast einmal kennen zu lernen. „Mein bester Ochsenwirt“, hatte der Fremde lächelnd erwidert, als der Ochsenwirt eine leise Anspielung darüber wagte, „ich bin ja gerade darum hierher gekommen, um den Glauben an die Menschen wiederzufinden. Das kann mir aber, so unwahrscheinlich es auch klingen mag, nur möglich sein, wenn ich sie ein Weilschen meide und im Aufgehen in der einsamen Natur wiederfinde.“

Dem Ochsenwirt waren diese Worte, die doch in gutem Deutsch zu ihm gesprochen wurden, wie eine fremde Sprache vorgekommen. Nachträglich aber hatte er noch lange darüber nachgedacht. Und dabei war ein langsam werdender Verdacht in ihm aufgestiegen. Es konnte ja gar kein Zweifel sein, daß dieser Fremde stets in gar bössartiger Gesellschaft verkehrt haben mußte, die ihm die Menschen gar zuwider machte. Vielleicht sogar unter Verbrechern! Dann aber konnte kein Zweifel bestehen, daß er selbst auch ein Verbrecher war! Und so weit gekommen, fand der Ochsenwirt auch eine Erklärung für das seltsame, menschenfeindliche Wesen seines Gastes. Weshalb hätte ein junger lebensfroher Mann wohl in ein einsames Dorf kommen und sich ängstlich vor allen Menschen verbergen sollen, wenn es nicht gelolten hätte, sich zu verstecken? Und wa-

rum versteckte sich wohl jemand? Der Ochsenwirt seufzte. Ach, diese Frage war nur zu leicht zu beantworten. Kein Zweifel, weil er ein schlechtes Gewissen hatte.

„Ei, ei!“ dachte der Ochsenwirt, als seine Gedanken ihn nun bis zu diesem Punkte geführt hatten, „dieser seine Fremde will sich doch wohl nicht etwa vor der Polizei in meinem ehrlichen Hause verbergen? Doch da wird der Ochsenwirt ein wachsameres Auge haben!“ Und der Ochsenwirt entsam sich, was er alles über die Taten großer Detektivs vernommen, wie diese durch Scharfsinn und Geduld selbst die geschicktesten und raffiniertesten Verbrecher entlarvt hatten, und legte sich das stille Gelöbniß ab, mit dem Scharfsinn solcher Meisterdetektive über seinen Gast zu wachen, bis es ihm gelungen sein würde, ihn vor aller Öffentlichkeit als Verbrecher zu entlarven.

Gerade als der Ochsenwirt so weit in seinem Entschluß gekommen war, trat der Fremde ein, gefolgt von seinem schönen Hunde, der niemals von seiner Seite wich. „Guten Abend!“ grüßte er freundlich. „Nun, haben Sie etwas gutes zu essen, Herr Ochsenwirt?“

„O, selbstverständlich“, beeilte sich der Wirt zu versichern, und dann holte er das Beste herbei, was Küche und Keller barg, denn es lag ihm ja daran, den Fremden möglichst lange in seinem Hause festzuhalten, um ihn dabei um so besser beobachten zu können.

Der Fremde aß. Sein Hund lag dabei so ruhig zu seinen Füßen, als dränge der Duft des Fleisches gar nicht bis zu seiner Hundsnase. Auch dieser Hund erschien dem Wirt ebenso merkwürdig wie sein Herr. Andere Hunde sprangen beim Spazierengehen in Wald und Feld umher — dieser Hund hielt sich so dicht hinter seinem Herrn, daß sein Kopf fast dessen Knie berührte. Andere Hunde freuten sich, wenn sie etwas gutes zu fressen bekamen, — als er, der Ochsenwirt, diesem Hunde einmal einen Teller mit den besten Knochen hingestellt, hatte das Tier getan, als ob sie gar nicht vorhanden wären, und erst, als sein Herr freundlich zu ihm sagte: „Freiß, Herraß, ich erlaube es dir!“ hatte er sich mit großem Appetit darüber hergemacht.

Mit diesem merkwürdigen Hunde war sicherlich etwas ebenso Besonderliches los, wie mit seinem Herrn!

„Sie haben wohl Ihren Hund sehr lieb?“ begann der Ochsenwirt, in dem listigen Versuch, durch geschickte gestellte Detektivfragen dies Geheimnis zu lüften, „daß Sie ihn sogar mit auf die Reise nehmen.“

„Gewiß“, nickte der Fremde zerstreut, „er hat mir auch schon mehr als einmal das Leben gerettet!“

„Das Leben gerettet!“ wiederholte der Ochsenwirt. „Ei, ei, so sind Sie also schon in Situationen gewesen, die das nötig machen? Vielleicht — vielleicht im Kampf mit schlechten Menschen.“

„Ja, freilich, im Kampf mit gewalttätigen Menschen“, erwiderte der Fremde.

„Da haben Sie vielleicht wohl auch schon

etwas mit Kriminalbeamten zu tun gehabt?“ forschte der Wirt weiter.

Ein leises Lächeln des Spottes trat in des Fremden Züge, als er erwiderte: „Ja, gewiß, auch mit Kriminalbeamten hatte ich öfters zu tun!“

„H—m!“ sagte der Ochsenwirt. Im stillen aber dachte er: „Jetzt hat er schon ein halbes Geständnis abgelegt.“ Nun nur weiter so vorsichtig fragen, wer weiß, zu was sich der Fremde noch verleiten ließ.

„Einen Kriminalbeamten würde ich auch gar zu gern einmal kennen lernen“, sagte er, „besonders den Kriminalkommissär Markmann, von dem die Zeitungen immer so viel Wunderdinge berichten. Kennen Sie den vielleicht auch?“

„Ja!“ sagte der Fremde und gähnte. „Hinter diesem Gähnen verbirgt er seine Verlegenheit“, dachte der Ochsenwirt.

„Sie halten wohl nicht viel von ihm?“

„Er könnte noch tüchtiger sein, als er ist“, erwiderte der Fremde, „aber wollen wir nicht lieber von etwas anderem reden; ich mag jetzt nicht an Verbrecherfang denken.“

„Er verrät sich!“ jubelte der Ochsenwirt innerlich. „Die Verbrecher könnten ja alle Kriminalkommissär Markmann nicht leiden, und es wird ihnen unheimlich, wenn sie nur von ihm reden hören!“ Laut aber sagte er mit verbindlicher Miene: „Ganz, wie Sie wünschen, verehrter Herr. Wir können ja von etwas anderem reden, zum Beispiel von den Neuigkeiten, die in der Zeitung stehen.“ Er holte die Zeitung und schlug sie auseinander.

Gleich zu allererst fiel sein Blick auf den Steckbrief eines Verbrechers, der von der Staatsanwaltschaft gesucht wurde. „Ei, sehen Sie nur“, sagte er und schob ihn dem Fremden hin.

„Nein, nein, ich will während meines schönen Landlebens nichts davon wissen, daß es Verbrecher gibt, die von der Polizei gesucht werden“, wehrte dieser ab. Dann aber, wie einem dunklen Zwange gehorchend, warf er doch einen Blick auf den Steckbrief und las denselben aufmerksam durch. Der Ochsenwirt betrachtete ihn dabei. Seine Aufmerksamkeit war wirklich sehr groß — sollte etwa — hm —. Ueber die Schulter des Fremden las er ihn ebenfalls durch. Das Signalement paßte eigentlich nur auf die Farbe der Augen und die Größe. Aber war das nicht genug? Konnte ein geschickter Verbrecher sich nicht so verändern, daß nichts von ihm mehr wiederzuerkennen war? Nur die Augenfarbe und Größe, die vermochte er nicht umzuändern.

Der Fremde seufzte, als er die Zeitung von sich schob. „Warum sich nur die Herren Verbrecher immer die Mähe der Flucht machen“, bemerkte er, „festgenommen werden sie ja doch früher oder später!“

„Ja, wenigstens so lange es solche Kriminalisten gibt wie unseren berühmten Kriminalkommissär Markmann“, sagte der Ochsenwirt begeistert.

„Ja, freilich, der wird immer herbeigeholt, wenn alle anderen sich vergeblich bemüht

haben", sagte der Fremde, indem er sich erhob. „Doch nun gute Nacht, ich bin müde. Hoffentlich träume ich von der schönen Natur und nicht von Einbrechern und Kriminalbeamten“, fügte er lächelnd hinzu.

Der Ochsenwirt aber träumte in dieser Nacht, er wäre ein berühmter Detektiv geworden und Kriminalkommissar Markmann schüttelte ihm die Hand und sagte: „Sie sind doch ein größerer Kriminalist als ich!“

Am andern Morgen freilich bedauerte er es lebhaft, so fest geschlafen und geträumt zu haben. Denn eine gar aufregende Kunde durchlief das Dorf. Beim Bauern Müller war in der Nacht eingebrochen worden. Nicht allein alles bare Geld, das sich im Hause befand, war entwendet worden, sondern auch alles, was der Bauer an Gold- und Silbersachen besaß, hatte der unbekannt Tater mitgehen heißen.

„Niemand anders als mein Gast kam das gewesen sein“, dachte der Ochsenwirt mit heimlichem Grausen, „und einen solchen Menschen beherberge ich in meinem Hause. Doch ich bin nicht umsonst so kriminalistisch begabt. Es soll dem Tater nicht gelingen, lange die Früchte seines Verbrechens zu genießen.“

In diesem Augenblick erschien der fremde Gast mit seinem Hunde. „Guten Morgen“, sagte er freundlich. „Warum so aufgeregt, Herr Wirt?“

Der Ochsenwirt war der Ansicht gewesen, sein Mienenspiel ganz in der Gewalt zu haben und ärgerte sich im stillen, daß ihm der Fremde doch sogleich die Aufregung vom Gesicht abgelesen hatte. „Ein raffinierter Mensch ist das“, dachte er. Dann aber sagte er: „Allerdings — ich bin aufgeregt — es ist nämlich diese Nacht in der Nachbarschaft eingebrochen worden.“

Er beobachtete bei diesen Worten den Fremden scharf und es entging ihm nicht, daß ein Schatten über dessen Gesicht glitt, als empfände er bei dieser Nachricht ein Gefühl des Unbehagens.

„Nun bin ich gerade in dies friedliche Dorf gekommen, um vor solchen Dingen sicher zu sein!“ sagte er lächelnd.

„D, bisher ist auch noch niemals etwas ähnliches bei uns passiert“, sagte der Ochsenwirt, den Fremden heimlich scharf betrachtend.

Der junge Mann seufzte leicht auf. „Ja, es ist eine Art Unstern von mir, daß überall Verbrechen sich da begehen, wo ich mich zur Erholung aufhalte“, meinte er.

„Ei, ei“, dachte der Ochsenwirt, „durch diese Bemerkung hat er sich selbst verraten! Nun will ich aufpassen. Es heißt immer, einen richtigen Verbrecher treibe es immer an den Ort zurück, wo er sein Verbrechen verübte. Wir wollen einmal sehen, ob das bei ihm auch der Fall ist.“

Und schon sagte der Fremde: „Ich hätte Lust, mir einmal das Haus anzusehen, wo der Einbruch verübt wurde.“

„Er ist's!“ dachte der Ochsenwirt. Fast hätte er einen Ausruf gemacht vor Freude. „Ich werde Sie begleiten, Herr“, sagte er, „damit Sie den Weg nicht verfehlen!“ Im stillen dachte er: „Damit Sie nicht etwa heimlich Beweise ihrer Schuld vernichten oder mir gar durchbrennen, will ich sie nicht aus den Augen lassen.“

Bald darauf befand er sich mit dem Fremden bei dem Hause, in dem der nächtliche Einbruch passiert war. Der bestohlene Besitzer, ein allgemein geachteter Landwirt, war in großer Aufregung. „Alles, alles ist mir gestohlen worden“, klagte er, „und ich habe fest im Nebenzimmer geschlafen und nichts davon gemerkt! Ich bin in dieser Nacht ein armer Mann geworden!“

(Schluß folgt.)

Spiel und Scherz.

Humoristisches.



Tochter: „Papa, unser Klavier müßte einmal gestimmt werden!“

Vater: „Ach was, auch noch die Kosten! Jetzt bin ich schon abgehärtet!“

* * *

Der Schriftsteller. „Was tut denn Ihr Sohn in Berlin?“ — „Er schreibt.“ — „Zum Vergnügen oder um Geld?“ — „Na — wenn er mir schreibt — immer um Geld!“

Unterschied. „It's wahr, daß Sie eine wesentliche Gehaltshöhung erfahren haben?“ — „Nein — erfahren hab' ich sie nicht, auch nicht bekommen, sondern nur

erfahren, daß die Behörde sie in wohlwollender Erwägung zu ziehen eventuell geneigt sein dürfte.“

Gut gegeben. Herr (zum jungen Bettler): „Um, warum verdienen Sie nicht Ihr Brot in saurer Arbeit?“ — Bettler: „Der Doktor hat mir alles Saure verboten!“

Bestätigung. Mutter: „Was das Möbel für Streiche macht! Mir ist das Kind ein Rätsel.“ — Vater: „Ja . . . und zwar ein ungeratenes!“

Abgefertigt. Ged: „Mein Fräulein, ich habe so lange geschwankt, ehe ich es wagte, Ihnen Herz und Hand anzubieten!“ — Fräulein: „Bitte, schwanken Sie weiter!“

Verplappert. Baron (der Besuch bekommen hat): „Johann, hole eine Flasche Wein aus unserem Keller!“ — Diener: „Die rote oder die weiße?“

Boshaft. Nefte: „Heute habe ich eine Maschine gesehen, welche die Arbeit von dreihundert Männern leistete!“ — Onkel: „Das will nicht viel heißen, wenn die Männer alle so viel tun wie du!“

Kleiner Irrtum. Arzt: „Gute Frau, Sie brauchen nicht so laut zu reden, ich höre doch ganz gut.“ — Patientin: „Ach, Herr Doktor, mein Mann hat neulich gesagt, Sie verstehen nichts . . .!“

Fatale Zustimmung. Schlechter Tänzer: „Gnädiges Fräulein, ich habe noch nicht oft mit einer so flotten Tänzerin getanzt!“ — Dame: „Das merkt man Ihnen an!“

Mißverständnis. Tochter (bessamerend): „O, schöne Zeit des Reisens!“ — Vater (Rheumatiker): „Hör' mir auf mit der schönen Zeit des Reisens!“

Der Menschenkenner. „Er sieht wirklich wie ein Narr aus.“ — „Aber, Papa, er hat mich eben um meine Hand gebeten.“ — „Wirklich? Und da wollt Ihr immer noch behaupten, ich wäre kein Menschenkenner?“

Ertappt. Richter (zum Kläger): „Sie erkennen also das Taschentuch als das Ihnen

gestohlene wieder?“ — Kläger: „Zawohl, Herr Richter.“ — Richter: „Es ist doch aber nicht das einzige Taschentuch dieser Art in der Welt. Sehen Sie hier, dies hier, das ich in der Tasche habe, sieht genau so aus.“ — Kläger: „Ganz genau so, Herr Richter, es sind mir aber auch zwei gestohlen!“

Abfuhr. „Ich habe Sie um eine Unterredung gebeten“, begann Mr. Hunt, „um mit Ihnen über Ihre Tochter zu sprechen. Sie werden bemerkt haben, das zwischen uns etwas ist . . .“ — „Das nicht“, antwortete Mr. Goldbrog, „aber es wird ganz sicher bald der Fall sein.“ — „Wirklich?“ — „Ja — der Atlantische Ozean, über den ich meine Tochter schicken werde, damit sie die Dummheiten vergißt . . .“

Dexierbild.



Wo ist die Hausfrau?



Vom Kriegsschauplatz in Mexiko: Die amerikanische Flotte vor Veracruz.



Zur Erdbeben-Katastrophe in Sizilien: Aufräumarbeiten in Mortara.

Zum Erdbeben in Sizilien.

Das Zentrum des Erdbebens befand sich bei Linera am Südostabhange des Aetna. Im Distrikt von Acireale sind alle Ortschaften und jedes einzelne Haus, jede Brücke zerstört. Linera ist ein Trümmerhausen, ebenso Santa Venerina. Jafferana Aetnea und Santa Maria Vergine della Catena ist dem Erdboden gleichgemacht. Cosentino ist völlig zerstört. In Verbati stürzte das Hospital ein. Zwischen Linera und Santa Venerina ist die Brücke zerstört, bei deren Einsturz einige Personen verletzt wurden. Flüchtlinge berichteten, das Erdbeben sei so stark gewesen, daß der Erdboden wie das Meer im Sturm getanzt habe. In den Häusern Catanias erlosch das elektrische Licht, die Stühle und Tische sprangen in die Höhe. Bei

Mangano hat sich ein breiter, tiefer Erdsplatt gebildet; der Boden ist nicht zu erschöpfen, Schwefeldämpfe entsteigen dem Schacht. Ein furchtbarer Anblick war es, als Kirchtürme, Häuser und Höfe plötzlich wie von Riesen Händen geschüttelt erschienen. — Die Ursache des Erdbebens wird von dem bekannten Abbé Alfani, dem Direktor des Observatoriums in Florenz, auf vulkanische Vorgänge im Innern des Aetna zurückgeführt. Das Beben ist also tatsächlich durch größere Einstürze im Aetnatrater veranlaßt worden, durch die diese Distrikte schon so häufig schweren Schaden erlitten haben, so daß die Bevölkerung mit solchen Katastrophen schon fast rechnet. Wie Prof. Ricco mitteilt, sind die Vorbeben selbst von den feinsten seismographischen Apparaten nicht verzeichnet worden, dagegen hat das Hauptbeben den großen Seismographen und japanischen Pendel zerstört. Das Erdbeben wurde auf sämtlichen deutschen Erdbebenstationen durch die Apparate angezeigt.



Zur Erdbebenkatastrophe in Sizilien: Geborgenes Mobiliar vor einem zerstörten Haus.